

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

15. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

etwa 50 000 Mark. Zunächst ließ er sie dem Minister von Marschall. Als derselbe sie schon nach einem halben Jahr zurückzahlte, legte er die ganze Summe selbstverständlich gegen Zinszahlung in der Talmudausgabe an; er hatte freie Verfügung bekommen. Jahrelang leistete er regelmäßig die Zinsen zum Teil aus den spärlichen Einkünften des Werkes, zum Teil aus den eignen Tagesgeldern. 1739 war die Summe noch nicht zurückbezahlt; dem Greis wurde bange über dem verfehlten Unternehmen. Mit seinem Hause, mit seiner Büchersammlung, mit all seiner sonstigen Habe verpflichtete er sich im Fall des Todes für das Darlehen zu haften. Von Lissa wurden alsbald nach seinem Abscheiden ein paar Vertrauensmänner nach Berlin abgeordnet. Es gelang ihnen — wahrscheinlich durch den Verkauf von Haus und Bücherei — die Sache im Sinne des Verstorbenen und ohne jeden Verlust für die Unität in die Reihe zu machen.

Auch mit diesen viele Zeit beanspruchenden Arbeiten war die wissenschaftlich-literarische Tätigkeit des durch kirchliche und kirchenpolitische Aufgaben schier überbürdeten Hospredigers nicht beendet. Noch eine ganze Reihe fertiggestellter, oder in jahrelanger Vorarbeit geplanter Werke werden wir im Fortgange unserer Erzählung zu erwähnen haben. Hier reihe sich zunächst der Bericht über die bedeutende, unverdroffene Tätigkeit an, die unser gelehrter Theologe und Domprediger bei Gründung der Akademie der Wissenschaft und in den ersten vierzig Jahren ihres Bestandes entfaltet hat.

15. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Es war in den Frühlingstagen 1697. Der Kurfürst hielt sich längere Zeit in dem Schlosse seiner Väter zu Königsberg auf, in dem er vierzig Jahre zuvor das Licht der Welt erblickte. Der frühe gehegte Wunsch, den Kurhut mit der Königskrone zu vertauschen, hatte fester umrissene Gestalt angenommen. Das aufstrebende Selbstgefühl, das der Große Kurfürst seinem Hause wie ein unveräußerliches Erbe vermacht, pulsierte stark in dem Sohne; die an so vielen Höfen damals sich geltend machenden Bestrebungen nach gesteigertem glanzvollem Auftreten im Ringe der Herrscher drängten den prunkliebenden Fürsten, dem ererbten Selbstgefühl auch durch Annahme des Königstitels Ausdruck zu verleihen. Das Herzogtum Preußen konnte leichter den Titel bieten als Brandenburg, weil das frühere Lehnsgelände von Polen außerhalb der deutschen Reichsländer lag; die ursprünglich angenommene Benennung „König in Preußen“ erschien unverfänglicher als die nach mehr wie einem halben Jahrhundert

erst veränderte Bezeichnung: „König von Preußen.“ Über all den Erwägungen mag dem Kurfürst an der Stätte, wo seine Wiege gestanden, auch das Seherwort lebhaft in der Erinnerung aufgestiegen sein, mit welchem einst ein sechzehnjähriger Königsberger das einjährige Knäblein, damals als Zweitgeborener nicht einmal Kurprinz, begrüßt: *Nascitur in Regis Fridericus monte. Quid istud? Praedicant Musae: Rex Fridericus erit.**) Die Kurfürstin war, wie sie es liebte, während der Abwesenheit ihres Gemahls Berlin und damit den steifen, ihr lästigen Förmlichkeiten des Hoflebens entflohen und nach einem „nahgelegenen Lusthause,“ wie ein Jahr später Jablonski Leibniz mitteilt,**) übergesiedelt. Nicht in Liezenburg (Charlottenburg) haben wir dies Lusthaus aufzusuchen. Dort sah es 1697 gar unwirtlich aus. Seit ein paar Jahren erst war das Anwesen in den Besitz der Kurfürstin gelangt. Soldaten lichteteten noch den Eichwald nach dem Fürstenbrunnen hin und durchzogen ihn mit Alleen; in dem anzulegenden Park führte ein Franzose die von dem berühmtesten Gartenkünstler der Zeit, Lenôtre, entworfenen Pläne aus, während der große Schlüter eifrig am Werk war, an der Stelle, wo vor kurzem noch eine alte Teerbude gestanden, den schönen Schloßbau zu errichten. Das erwähnte „nahgelegene Lusthaus“ ist vielmehr Schönhausen, wohin die Kurfürstin damals gern und oft sich zurückzog. Am Sonntag pflegten dann Hofprediger zum Gottesdienst hinauszukommen. Besonders häufig, wenn ihn die Reihe im Dom nicht traf, Jablonski, dessen inhaltreiche Predigten die Kurfürstin erbauten und dessen anregende Unterhaltung bei der Tafel, zu welcher er geladen wurde, die geistreiche Großtochter des unglücklichen Böhmenkönigs in hohem Grade fesselte.

So war es auch wieder am 18. April 1697, in jenem Jahre der Sonntag *Miseric.* In der Frühe war Jablonski über Pankow ins Schönhäuser Schloß gefahren, hatte den Gottesdienst gehalten, auch der Kurfürstin nach der Predigt das heilige Abendmahl gereicht. Die Unterhaltung bei Tisch bewegte sich zunächst um Dinge der „Oberwelt,“ wie Jablonski später erzählte. Unter Berücksichtigung des vorangegangenen Gottesdienstes ist bei dem knappen Ausdruck wohl an ein Gespräch zu denken, das sich auf die „Dinge der oberen Welt“ bezog. Von da war ein Übergang der Unterhaltung zum Sternenhimmel und weiter dann zu

*) Von dem jungen Musensohn, Bädiker, stammt wohl auch die deutsche Dolmetschung seiner lateinischen Zweizeile:

Wie kommt's, daß Königsberg in Preußen
Soll Friederichs Geburtsstadt heißen?
Dieweil die Musen prophezeien,
Prinz Friederich wird König sein.

**) Der Brief ist abgedruckt bei Kvacjala, Neue Beiträge zum Briefwechsel zw. Jablonski und Leibniz. Jurew 1899, S. 11.

dem, was alle Welt damals lebhaft bewegte, zu der immer drängender werdenden Einführung des Gregorianischen Kalenders auch in die evangelischen Länder Deutschlands naheliegend. Vor länger wie einem Jahrhundert (1582) hatte Papst Gregor XIII. nach einem Beschlusse des Tridentinischen Konzils den verbesserten Kalender in den katholischen Ländern eingeführt. Die der Reformationskirche zugetanen Länder sträubten sich wider die Annahme auch einer guten Gabe seitens des Papstes,*) bekräftigt in ihrer Abneigung, daß alsbald ein so himmelskundiger Landgraf wie Wilhelm von Hessen-Kassel und ein Gelehrter wie Scaliger den päpstlichen Verbesserungsversuch für mißglückt erklärten. Zumal in kirchlich gemischten Ländern trat fortan arge Verwirrung ein. Die bis in die Bauernhütte gelangenden Kalender trugen doppeltes Gepräge sog. alten und neuen Stiles; die christlichen Feste wurden an verschiedenen Tagen in den Kirchen und Häusern der neben einander wohnenden evangelischen und römischen Bevölkerung gefeiert. Auf die Dauer machte sich der Zustand als unhaltbar geltend. Die evangelischen Stände in Regensburg ließen einen verbesserten Kalender ausarbeiten; seine Zeitrechnung kam mit dem Gregorianischen überein; die Festrechnung wurde etwas anders bestimmt. 1700 wurde dieser Kalender, der Jahre voraus seinen Schatten auch in die Unterhaltungen geworfen, eingeführt. Sobald an jenem Sonntag bei der kurfürstlichen Tafel das Gespräch sich dem Sternenhimmel zugewandt, ergriff Jablonski die von ihm vielleicht absichtlich herbeigeführte günstige Gelegenheit, der Kurfürstin seine Verwunderung auszudrücken, daß die Hauptstadt trotz allem, was in den letzten Jahren zur Förderung von Kunst und Wissenschaft geschehen, weder einen sternkundigen Gelehrten, noch auch eine Sternwarte besäße, selbst nicht einmal einen eignen Kalender herausgebe und sich mit fremden, fehlerhaften Nachwerken behelfen müsse. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Die Kurfürstin sagte ihre Hilfe zur Errichtung einer Warte (*specula*) zu und ermunterte ihren gelehrten, auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete wissenschaftigen Hofprediger, sie in der Folge an diese Zusage zu erinnern.

Wir haben ausführlich von jenem Sonntagsgespräch im Schönhauser Schloß erzählt; es ist immer fesselnd, den ersten leisen, unscheinbaren Anfängen von Werken nachzuspüren, die fenstornartig begonnen, zu einem mächtigen Baum herangewachsen sind. Und das ist unsere Akademie der Wissenschaften; wir Deutsche dürfen uns der Pflanzung freuen. Der Stein war ins Rollen gekommen. Der zu guter Stunde den äußeren Anstoß gegeben, vielleicht ohne im ersten Augenblick die volle Tragweite seiner Anregung zu ermessen, war nun doch — das kann nicht bestritten werden — der Prediger der Domgemeinde in Berlin, unser Jablonski.

*) *timeo Danaos et dona ferentes.*

Dies hervorzuheben, ist nach mehr wie einer Seite hin gerade in unsren Tagen eine Pflicht.

Der Gedanke einer Akademie der Wissenschaften war kein neuer an der Schwelle des heraufkommenden achtzehnten Jahrhunderts; er zieht sich, bald absichtlich verhüllt, bald offen zu Tage tretend, in mancherlei zum Teil seltsam verschwommenen, schwärmerischen Formen durch das geistige Leben des ganzen siebzehnten Jahrhunderts, mühsam um eine Ausgestaltung ringend, die ihm bleibenden Bestand gewährleisten könnte. Thomas Morus hat den fruchtbringenden Gedanken in seiner Utopia wie ein Traumgebilde gesehen. Valentin Andréa hat den gleichen Faden des Gebildes nur in andrer Färbung weiter gesponnen in seinem auf die phantastische Insel Capharsalama verlegten „christlichen Freistaat.“ Comenius blieb nicht unberührt von diesen Anregungen. Sein Freund Hartlib widmete um die Zeit, da Comenius, vom Parlament gerufen, in London weilte, ein ähnliches Phantasiegebilde dem Parlamentshof, seine Schrift *Macaria*, die eine Verbesserung des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens anbahnen will. Und auch Comenius selbst benutzte die Muße des Londoner Aufenthaltes, um in einem Büchlein „Weg des Lichtes“ (*via lucis*) Vorschläge einer höheren und einheitlichen Gestaltung der in vielen Ländern bereits bestehenden gelehrten Gesellschaften zu geben. Es geht ein gemeinsamer Zug durch die geistige Strömung der gelehrten Welt, ein tastendes Suchen; aber das zu erstrebende Ziel ist nicht klar umrissen, der Weg dahin liegt auch den führenden Geistern im Morgennebel.^{*)} Zu diesen Suchenden zählt die 1617 vom Anhaltiner Fürsten Ludwig angeregte, rasch weit bis über die deutsche Grenze hinaus verzweigte „Fruchtbringende Gesellschaft des Palmbaums,“ welche, als bei ihrer Auflösung (1673) ein bis dahin gehütetes Geheimnis der Zugehörigkeit fiel, die bekanntesten Namen der Zeit als Mitglieder aufwies, einen großen Teil der Männer, die bis jetzt in unsrer Erzählung genannt wurden. Der Kurfürst Georg Wilhelm, sein Sohn, Friedrich Wilhelm, gehörten dem Palmbaum an; mit ihnen die hervorragendsten ihrer Staatsmänner. Andre Akademien, nach dem Vorbilde des Palmbaumes verfaßt, schossen da und dort in jenen Tagen auf, auch mit einer Reihe von Mitgliedern berühmten Namens. Jablonskis Onkel, Daniel Comenius, gehörte der Akademie der drei Rosen an, Leibniz vor dreißig Jahren der Nürnberger Gesellschaft der Rosenkreuzer, deren Schriftführer er eine Zeit lang war.

Einer gleichartigen Akademie, „der Aufrichtigen Gesellschaft von der

^{*)} Keller bietet in dem Aufsatz „Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrh.“ (Monatshefte der Comen.-Ges., 4. Jahrg.) ein fesselndes Bild dieser geistigen Gärung und Bewegung.

Tanne" in Straßburg, war der Kanzler der Universität Upsala, Joh. Skytte, beigetreten, ein warmer Freund und Gönner des Comenius, der ihm und seinem Lebenswerke die Wege in Schweden wesentlich gebnet. Gerade in den Tagen der Unterhaltung in Schönhausen — es war auch die Zeit der anhebenden Unionsversuche — hatte Jablonski das leider auf uns nicht gekommene Tagebuch seines Vaters, welches derselbe während der siebenjährigen Wanderungen durch halb Europa mit dem Vorkämpfer der Union, Dury, geführt, zum Lesen vorgenommen und war ihm darin die edle Gestalt des Schweden wieder warm vor die Seele getreten. Wohl ein Bruder des Kanzlers, der Senator Benght (Benedikt) Skytte, hatte 1666 dem Großen Kurfürsten den abenteuerlichen Plan von der Gründung einer Universitas Brandenburgica gentium, scientiarum et artium (einer internationalen Brandenburgischen Hochschule der Künste und Wissenschaften) vorlegen lassen, einer mitten in seinen Landen neu anzulegenden Freistadt als Vergungsort für Männer aus allen Völkern, an dem sie in voller Religionsfreiheit den Wissenschaften und Künsten leben könnten. Einen Augenblick berauschte der Entwurf auch eine Persönlichkeit wie den Großen Kurfürsten, der seine lebhafte Teilnahme für gelehrte Studien durch Neugestaltung der Frankfurter Hochschule, durch Stiftung der Hochschule in Duisburg mitten in drangsalvoller Zeit bekundet hatte. Der Entwurf schien dem noch unklaren Sehnen und Wünschen der tüchtigsten Zeitgenossen lockend entgegen zu kommen; aber auch er löste sich wie eine Luftspiegelung bei näherem, prüfendem Hintreten auf. Wieder ein Traumbild! Nun endlich aber schien der ersehnte Tag anbrechen zu wollen.²³⁾

Sobald Jablonski die aufmunternde Zusage der Kurfürstin erhalten, ließ er die ihm am Herzen liegende Angelegenheit nicht mehr aus den Augen. Er teilte die Nachricht seinen Freunden, den Hofräten Rabener und Runo*) mit; auch ihnen eine freudig begrüßte Botschaft. Rabener machte sich alsbald daran, den Plan für eine Sternwarte zu entwerfen. Er scheint himmelkundig gewesen zu sein; am 19. Oktober beobachtet er zusammen mit Jablonski und Runo im Hause Vectors eine Mondfinsternis. Als im Herbst der kurfürstliche Hof aus Königsberg zurückkehrte, entwickelte Jablonski am 26. September, an welchem Tage das kurfürstliche Ehepaar dem Gottesdienste im Dome beigewohnt, seinem Gemeindeglied, dem Oberhofmarschall Dobrzanski, den Plan mit der Sternwarte und bat ihn, die Angelegenheit bei dem Kurfürsten zu befürworten. Der Bescheid des Kurfürsten lautete, wenn auch nicht ablehnend, doch ungünstig. Die Zeitverhältnisse gestatteten ihm nicht, sich der Sache

*) So oder auch Chuno schreibt Jablonski den Namen. Harnack hat sich für die Schreibung Cuneau entschieden.

jezt anzunehmen, der er übrigens guten Erfolg wünsche. Aber für Jablonski war es drängende Zeit; er ließ nicht nach. Die Beratungen mit seinen beiden Mitarbeitern wurden, wie sich aus dem Tagebuch ergibt, eifrig in den Herbstmonaten fortgesetzt; auch mit dem Oberhofmarschall gehen die Verhandlungen weiter. Noch eine andre einflußreiche Persönlichkeit wird in das Interesse gezogen. Jablonski wendet sich an den jüngeren Dankelmann, daß er seinen damals noch allvermögenden Vater, den Oberpräsidenten, für die Sache gewinne. Es ist alle Aussicht auf günstigen Erfolg. Da tritt, den Fernstehenden völlig unerwartet, der jähe Sturz des um den Kurfürsten und die Regierung hochverdienten Eberhard von Dankelmann (10. Dez. 1697) ein. Nun wollte auch Jablonski der Mut sinken. Doch nur einen Augenblick.

Als am Neujahrstag 1698 das Domministerium, wie es seine Gewohnheit war, dem kurfürstlichen Paar den Glückwunsch nach dem Gottesdienst überbrachte, fragte die Kurfürstin Jablonski um den Stand der Angelegenheit und forderte ihn auf, in seiner Fürsorge für die Sternwarte fortzufahren. Der Domprediger wandte sich an ein andres Gemeindeglied, an den nach dem ihm in erster Linie gelungenen Sturz Dankelmanns rasch empor steigenden Günstling Kolbe (Reichsgraf von Wartenberg 1704), damals noch Oberkammerherr und eben an die Spitze der kürzlich gestifteten Akademie der Künste gestellt, auch an den neuen Leibarzt, Dr. Albinus, um durch ihre Vermittlung eine Bestätigung seines Entwurfs der Sternwarte und was sich daran anschließen sollte, zu erlangen. Er erhielt von beiden Männern keinen Bescheid. Der neue, geschmeidige und den prachtliebenden, kostspieligen Wünschen des Kurfürsten gefügige Vertrauensmann fand kein Geld für ein Unternehmen übrig, das zunächst nur Unkosten, aber einen den äußeren Glanz des Hofes fördernden Gewinn nicht zu bereiten schien. Wieder enttäuscht fragte sich Jablonski ernstlich, ob er fernerhin Zeit und Kraft seinem eigentlichen Lebensberufe für ein von demselben abliegendes, scheinbar aussichtsloses Beginnen entziehen dürfe. Da war es wiederum die Kurfürstin, die ihn aufmunterte. Wahrscheinlich am 4. März, als er nach einem längeren Unwohlsein zum erstenmale wieder im Schlosse den Töchtern des Grafen Alexander Dohna, des Oberhofmeisters des Kurprinzen, Konfirmandenunterricht erteilte, traf er mit der Kurfürstin zusammen, die alsbald die Unterhaltung auf die Sternwarte brachte und im Fortgang des Gesprächs Jablonski aufforderte, mit Leibniz in brieflichen Verkehr zu treten, an dessen Inhalt sie selbst, die einstige Schülerin des hochgeachteten Gelehrten, teilnehmen wolle. Schon andren Tages schrieb Jablonski Leibniz; bis an dessen Tod (1716) riß der Faden schriftlichen Verkehrs zwischen den beiden Männern nicht mehr völlig ab. Zeitweilig war der Briefwechsel ein so reger, daß kaum ein Posttag verstrich, ohne von der einen

oder andren Seite ein Schreiben zu befördern. Denn es war gleichzeitig die Förderung der Akademie und auch der Unionsache, welche die beiden Männer veranlaßte, Hand in Hand mit einander zu gehen. Dem ersten Brief an den weltberühmten Mann fügte der bescheidne, wie er meinte, unbekannte, um vierzehn Jahre jüngere Domprediger seine kürzlich im Drucke erschienene Übersetzung der Bentleyschen Vorträge bei.

Durch Runo hatte bereits im Herbst 1697 Leibniz Kunde von dem Plan mit der Sternwarte und voraussichtlich einer daran sich anknüpfenden Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Berlin erhalten. Einer Akademie! Das war ja der seit Jahrzehnten gehegte und auch laut vertretne Lieblingswunsch des großen, genialen Gelehrten und Weltweisen, er selber mit seinem ungemeinen, allumfassenden Wissen eine Akademie der Wissenschaften in seinem Geiste bergend. Nicht wie in dem Gedächtnis eines Polyhistor jener Tage, nicht wie Bücherschätze in den Schränken war das ungeheuerliche Wissen auf allen Gebieten in seinem Riesengeist aufgestapelt. Der war in fast einzigartiger Größe gleichsam ein geheimnisvoller Kristallisationspunkt, an dem das Gesamtwissen der Zeit in lebendiger Kraft anschoß, um von ihm aus lebensvoll und befruchtend wieder in alle Wissensgebiete auszugehen. In seinem Kopfe sammelte sich noch einmal der geistige Erwerb einer langen, vorangegangnen Zeit, um, von ihm gesichtet und das Vergängliche ausgeschieden, zum Keim- und Quellpunkt einer neuen Zeit des Geisteslebens zu werden. Wir sind Leibniz schon dreißig Jahre früher als Schriftführer der „Nürnberger Gesellschaft“ begegnet. Unablässig ist er bemüht, Entwürfe und Gutachten zu einer Neugestaltung des literarischen Lebens, zur Errichtung einer Akademie in Deutschland ausgeben zu lassen; Harnack hat eine Reihe derselben aus den Jahren 1667–94 in seiner Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften (II, Nr. 3–6) veröffentlicht. Wir müssen es uns versagen, auf den Inhalt der fesselnden Urkunden einzugehen, die auch dies zeigen, wie Leibniz selber im Laufe der Jahre zu größerer Klarheit sich hindurcharbeitete und wesentlich zur Klärung des noch dunklen Dranges und Sehnsens der gebildeten Kreise seiner Zeit beitrug.

Mit Eifer ergriff Leibniz die aus Berlin ihm zugetragne Kunde; sie schien geeignet, auch einen andren, glühenden Wunsch ihm zu verwirklichen. Mit steigender Bewunderung hatte er das Regiment des Großen Kurfürsten und die ausquellende Lebenskraft, die dieser Hohenzoller seinen Landen und seinem Volke einzusößen verstand, verfolgt. In dem neu sich gestaltenden Staate sah er die Zukunft und Größe Deutschlands lichtverklärt ihm nahen. Er sehnte sich, in freier Stellung Fuß in diesem Lande zu fassen. Der Geschichtschreiber des Kurfürsten, Pufendorf, war kürzlich gestorben. Könnte er nicht den frei gewordenen Platz einnehmen, an

ihm dann seine Anregung zu einer allgemeinen Archivsammlung verwirklichen? Noch weiter schwärmten die Wünsche des großen Mannes, der auch nicht klein und gering von sich dachte. In dem Sturz Dankelmanns erkannte Leibniz einen Sieg oder Gewinn der Stellung und dann des Einflusses der Kurfürstin auf ihren Gemahl. Bei der Interessengemeinschaft zwischen Mutter und Tochter wird sich, so rechnete er aus, das Bedürfnis eines Vertrauensmannes ergeben, der, ohne Aufsehen zu erregen, persönlich, nicht brieflich den Verkehr zwischen den beiden Kurfürstinnen unterhält. Der gegebne Vertrauensmann — so schreibt nicht grade bescheiden Leibniz der Kurfürstin im Februar 1698 — ist er selbst und wenn er eine gewisse Aufsicht über die in Berlin zur Blüte gelangenden Künste und Wissenschaften erlangen würde, dann könne er unauffällig von Zeit zu Zeit nach Berlin kommen. In dieser Vertrauensstellung zu den beiden Kurfürstinnen würde es ihm dann möglich sein, auf den Kurfürsten und den jungen Kurprinzen Einfluß zu gewinnen und ihnen zu raten, was zu ihrem Ruhm und zum Gemeinwohl dient, zugleich und wesentlich aber auch den Bestrebungen der Kurfürstin von Braunschweig-Hannover entspricht.*) Die Kurfürstin Sophie Charlotte war feinfühlig und klug genug, den in bedenklicher, ja verletzender Weise sich aufdrängenden Besuch nicht anzunehmen. Sie übertrug ihrem Hofprediger den brieflichen Verkehr, in erster Linie in betreff des Planes, der ihnen drei am Herzen lag; sie bat sich nur aus, Mitleserin des Briefwechsels der beiden gelehrten Männer zu sein.

Was den ersten Anstoß zu diesem Briefwechsel gegeben, die Sternwarte und im Zusammenhang mit ihr eine daran sich reihende Akademie, trat zunächst in dem nun angebahnten schriftlichen Verkehr der beiden Gelehrten zurück, in den Vordergrund dagegen die auch von dem Kurfürsten mit der lebhaftesten Teilnahme verfolgten Unionsverhandlungen zwischen Brandenburg und Hannover, zwischen Jablonski und Leibniz; wir haben in einem späteren Abschnitt davon zu reden. Mittelbar kamen dieselben auch der Stiftung der Akademie zu Gute, insofern über ihnen das starke Mißtrauen des Kurfürsten wider Leibniz, als ob er eine Ahnung von dem aufbringlichen Anerbieten seiner Person als eines zwischen den beiden verwandten Höfen — das erwähnte Schreiben führt auf die scharfe Bezeichnung — Ränke schmiedenden Vertrauensmannes gehabt, etwas wich.

Aber die Zeit blieb nach wie vor für ein mit voraussichtlich großen Geldopfern verknüpftcs Unternehmen zur Förderung der Wissenschaften

*) Das höchst beachtenswerte Schreiben, das ein eigentümliches, nicht wohlthuendes Licht auf Leibniz wirft, namentlich wenn zusammengehalten mit einem ein Jahr zuvor von ihm aufgestellten Pro memoria über den Berliner Hof, ist abgedruckt in Harnacks Gesch. der Akademie II, 16 u. 11, (S. 48 u. 42).

ungünstig. Jablonski war voll beschäftigt in seiner Lebensaufgabe, der Union. Dazu kamen neben den vielseitigen Berufsarbeiten in der gleichen Zeit die mühsame Drucklegung der hebräischen Bibelausgabe, die lange sich hinziehenden Verhandlungen inbetreff seiner Wahl ins Unitätsjenniorat. In Sachen der Union war im Sommer 1698 auf kurfürstlichen Befehl Jablonski nach Hannover gereist; im Spätherbst und ein zweites Mal im Februar 1699 hielt sich Leibniz zumeist aus gleichem Anlaß in Berlin auf. Der Verkehr der beiden Männer ist in diesen Besuchstagen ein ungemein reger; täglich treffen sie sich bald im Pastorat, bald im Gasthof zu stundenlanger Unterhaltung, selbst zweimal am Tage. Über dem eingehenden Gedankenaustausch steigert sich die gegenseitige Hochachtung. Der allseitig gebildete Weltmann, dem wie selten einem nichts Menschliches fremd hat bleiben dürfen,*) fand in dem kurfürstlichen Hofprediger einen Geistlichen, eifrig bemüht, die Schätze menschlichen Wissens nach der Weisung des Apostels, daß alles dem Christen eignet, sich zu erwerben und in das Licht und die Verklärung seiner Gotteserkenntnis zu stellen; andererseits erkannte Jablonski in Leibniz den allumfassenden Gelehrten, der seine Weltweisheit, so anders wie die Deisten Englands, auf tiefgründender religiöser, ja christlicher Unterlage aufbaute. Wie innig auch der persönliche Verkehr in Berlin und dann brieflich fortgesetzt sich gestaltete, bildete doch, soweit erkennbar, die Gründung der Akademie nicht den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Sie schien ausichtsloser wie je. Eine fast ununterbrochene Reihe glänzender Hoffestlichkeiten verschlang grade damals Unsummen Geldes, so daß die geleerten Kassen nichts übrig hatten, für, wie es schien, dauernd kostspielige wissenschaftliche Unternehmungen.

Und doch stand die Verwirklichung des nun schon vor über zwei Jahren an der Hofstafel geäußerten Wunsches und seitdem verfolgten Planes nahe bevor. So viel war Jablonski klar geworden, daß der Gründung einer Akademie, die dem Kurfürsten nichts kosten, wohl aber seinen Ruhm als Förderer der Wissenschaften mehren würde, nichts im Wege stände. Nun war im Herbst 1699 das Corpus evangelicorum in Regensburg schlüssig geworden, am 18. Februar 1700 die folgenden 11 Tage zu streichen und den Mathematikern im Reiche die Aufgabe zu stellen, künftighin auf dieser Grundlage richtige Kalender herzustellen. Demgemäß wurde in Brandenburg den Konsistorien und den vier Landeshochschulen befohlen, diesen Beschluß am letzten Sonntag des Kirchenjahres von der Kanzel aus bekannt zu machen. Der Beschluß war in Regensburg auf Drängen eines Jenaer Professors gefaßt, der den weiteren Vorschlag gemacht, ein kaiserliches Collegium artis consultorum für ganz

*) Homo sum quia, nil humani a me alienum puto.

Deutschland ins Leben zu rufen, dem das gesamte Kalenderwesen anvertraut und in weiterer Folge der Kalendervertrieb im ganzen Reich zum Alleinhandel überwiesen werden solle. Bereits 1697 hatte Leibniz über diesen ihm mitgeteilten Vorschlag des Professors Weigel sich geäußert.*) Ob Jablonski von diesem Gutachten Kenntnis gehabt, was ja nahe liegt, oder ob er selbständig auf den gleichen Gedanken des Alleinhandels mit dem Kalender zur Verwertung des zu erwartenden Gewinnes für die Akademie gekommen, wird wohl unaufgeklärt bleiben. Klar ist nur, daß sein Vorschlag von dem des Leibniz und Professors Weigel in nicht unwesentlichen Punkten sich unterscheidet. Hat Jablonski davon gewußt, so ist sein Plan die glückliche, praktisch durchführbare und durchgeführte Anwendung eines glücklichen Gedankens, der in seiner ersten uns vorliegenden Äußerung mit weiteren Vorschlägen verquickt nicht verwirrt worden ist.

Die Zeit drängte. Schon war der Sprung vom 18. Februar unmittelbar zum 1. März und damit der Übergang von der julianischen zur gregorianischen Zeitrechnung geschehen. Es hatte Eile, den Alleinhandel für den neuen, verbesserten Kalender zu erhalten und eine tüchtige Kraft für seine Ausarbeitung zu gewinnen. Jablonski hatte wieder die Beratungen mit seinen früheren Arbeitsgenossen Rabener und Runo aufgenommen; nun aber noch seine beiden Lehrer der Mathematik und Physik, Naudé und Chauvin, dazu noch den Leibarzt Albinus, seinen Hausarzt und Hausfreund, den innig frommen Jägwitz und den Oberingenieur Bär zugezogen. Jablonski wurde mit der Abfassung einer an den Kurfürsten zu richtenden Bittschrift betraut. Sie liegt uns in einer ausführlichen und einer kürzeren Fassung vor, die beide dem Kurfürsten überreicht wurden. Auch an dieser zwiefachen Fassung merkt man den gewandten, mit den Gewohnheiten des Kurfürsten vertrauten Hofprediger. Die kürzere Form sollte dem Kurfürsten einen raschen Überblick über den Inhalt bieten und wenn er die Teilnahme des Herrschers gewonnen, ihn reizen, in der weiteren Ausführung sich mit dem Vorhaben näher vertraut zu machen. Um den Erfolg vorweg anzugeben. Am 16. März hat Jablonski in großem Arbeitsgedränge noch rasch den kürzeren Auszug der Bittschrift zu Papier gebracht, andern Tags beide Fassungen mit einem Begleitschreiben an Moriz von Wedel gesandt, der damals der Bittschriftenabteilung vorstand (Maitre de Requetes). An dem Tage war unerwartet der Kurfürst nach Oranienburg gereist. Dort in der größeren Stille überreichte Wedel die Bittschrift und hatte die Freude, bereits am Freitag den 19. März von Oranienburg aus seinem „wertesten Gönner“ Jablonski zu schreiben: „S. Chur-

*) Das Gutachten ist abgedruckt in Gesch. der Berliner Akademie II, Nr. 21.

fürstl. Durchlaucht haben gnädigst resolviret eine Académie des Sciences und ein Observatorium, wie vorgeschlagen, in Berlin zu etabliren, welches in Eyl hiermit melde und particularia reservire, bis ich die Ehre habe, meinen hochgeehrten Herrn Hof-Prediger zu sprechen." Schon andren Tages meldet Jablonski die freudige Nachricht an Leibniz. Er fügt die längere und kürzere Fassung in Abschrift bei, sich entschuldigend, nicht früher ihm, dem vorgeschlagenen Vorsitzenden der zu errichtenden Akademie, die Bittschrift zur Begutachtung vorgelegt zu haben: die Zeit habe zu sehr gedrängt. Daraus ist ersichtlich, daß der Kurfürst den Plan des Jablonski in all seinen Einzelheiten, an dem Leibniz unmittelbar nicht beteiligt ist, bestätigt hat. Das längere Schreiben von Leibniz an Jablonski vom 12. März aus Wolfenbüttel ist zu spät in Berlin eingetroffen, um noch, wie auch aus einem Vergleich der beiden Schriftstücke leicht ersichtlich, Inhalt und Fassung der Bittschrift beeinflussen zu können. Leibniz war nicht ungehalten, die bedeutsame Denkschrift erst gleichzeitig mit der bereits erfolgten Bewilligung erhalten zu haben. Umgehend erwidert er: „meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers Projekt, wie alles, was von demselben kommt, ist allezeit vollkommenlich wohl ad scopum gerichtet.“ Und an einer andren Stelle des langen Briefes: „Der Kalendervorschlag ist von dem Herrn Hofprediger vortrefflich wohl ausgeführt.“ Auf die von Leibniz weiterhin gemachten Vorschläge prüfend einzugehen, ist hier nicht der Ort, wohl aber auf ein paar fesselnde Punkte in der Eingabe des Hofpredigers, durch deren Bestätigung die Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen wurde.

Jablonski geht in seinem „untertänigsten Vorschlag“ an den Kurfürsten von dem Punkte aus, der bei jener Unterhaltung an der kurfürstlichen Tafel vor drei Jahren den Anstoß gegeben, von dem Wunsche nach einer Sternwarte mit dem unmittelbar daran sich reihenden Vorhaben, ihre Errichtung zum Ausgangspunkt der Bildung einer Akademie zu machen. Die Sternwarte verlangt die Anstellung eines sternkundigen Gelehrten, die Akademie beansprucht bedeutende Mittel. Um durch die Kosten den Kurfürsten nicht abzuschrecken, stellt Jablonski alsbald seinen Plan in den Vordergrund, für alle Unkosten durch eine kurfürstliche Gewährung des Alleinhandels des Kalenders, den die Akademie fehlerfrei auszuarbeiten habe, aufzukommen. Der Hofprediger unterbreitet dem Kurfürsten gleichzeitig einen genauen Kostenüberschlag. Den Reingewinn der Kalender berechnet er mit 7500 Mark, den Unterhalt der Akademie mit 7530 Mark. Die geringe Mehrausgabe von 30 Mark hofft er bei einem oder andrem Posten zu „menagieren“. Rührend sind die bescheidenen Ansprüche: dem Vorsitzenden (ohne Consequenz in futuro) werden 1500 Mark zugebilligt, ebenso viel dem zu berufenen sternkundigen Gelehrten und 900 Mark

dem Schriftführer der Akademie; die andre kleinere Hälfte für einen Diener, für Bücher, wissenschaftliche Werkzeuge, Briefwechsel und Drucksachen u. s. w. u. s. w. Während Jablonski zum Schutzherrn (Patron) der Akademie den Kurfürsten erbittet,*) schlägt er zum Vorsitzenden Leibniz vor. Nicht um deswillen, weil er sich selbst als die geeignetste Persönlichkeit bezeichnet, sondern unter Angabe des triftigen Grundes, daß derselbe „eine Person von großem Savoir in Mathesi und bekannter Reputation in der Welt sein müsse;“ es sei aber bei diesem Anfang des Collegii keiner würdiger als Leibniz, „welcher ein membrum honorarium der französischen Akademie ist und dessen große Erudition in omni scibili, auch stupenda inventa promotae Matheseos nicht weniger als seine herausgegebene scripta bekannt sind.“ Als sternkundigen Gelehrten weist Jablonski auf Kirch in Guben hin, der „wegen seiner großen Wissenschaft“ in der ganzen Gelehrtenwelt wohl bekannt ist und dessen Frau, Margareta, sich in der Sternkunde ebenfalls einen berühmten Namen erworben und sich als treue Gehilfin ihres Mannes in seinem Berufe erwiesen. Als bequemsten Platz für eine Sternwarte bezeichnet Jablonski „den mittelsten Pavillon des großen Stalles in der Dorotheenstadt.“ Zwei bedeutame Punkte in dem Vorschlag sind noch hervorzuheben, einer der darin steht, der andre, den der Kurfürst erst hinzugefügt.

In Erwartung, daß mit der Zeit der Kalender-Alleinhandel mehr Gewinn abwerfen werde, als die Akademie für ihren damaligen Bestand bedarf, schlägt Jablonski vor, die Überschüsse ihr zu belassen; aber mit der Weisung, dieselben für Anlage von Sternwarten in fernen Ländern bis nach China und in Abordnung von tüchtigen Mathematikern dahin zu verwenden. So mache man es auch in Frankreich. Aber unser Hofprediger erweitert den Pariser Vorgang beachtenswerterweise dahin, daß nach ihm diese Mathematiker gute Theologen sein sollten, die (in erster Linie ist China ins Auge gefaßt) „dieselbst zugleich die Ehre Gottes durch Fortpflanzung des reinen christlichen Glaubens befördern könnten.“ Jablonski legt diesen Gedanken dem Kurfürsten warm ans Herz. „Gleich wie dieses vor dem allmächtigen Gott ein sehr angenehmes Werk sein würde, also ist auch kein Zweifel, selbiger würde es segnen und S. Churf. Durchl. hohes Haus und dessen Scepter befestigen und erweitern. Und was für eine Glorie würden S. Churf. Durchl. von einer solchen gottseligen Entreprise vor der ganzen evangelischen Welt haben, wenn von Ihnen gesagt werden könnte, daß Sie der einzige evangelische Potentat wären, der sich die Fortpflanzung des reinen christlichen Glaubens

*) Der Kurfürst hat alsbald statt des erst sechzehnjährigen Kurfürsten sich selbst zum Schutzherrn bereit erklärt, so lebhaft hatte ihn das Lesen des Vorschlags gefesselt und für die Sache erwärmt.

unter den Ungläubigen zur Ehre des großen Gottes angelegen sein lassen.“ Der Hofprediger kannte seinen Kurfürsten und in welcher Form man einen Lieblingsgedanken ihm zugänglich zu machen habe.

Diese meines Wissens erste Stimme, das Werk der äußeren Mission vor dem Thron eines Hohenzollern verlauten zu lassen, ist doch kein vereinsamter Weckruf der evangelischen Kirche für das von dem Herrn geforderte Werk an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich der laute, treue, wiederholt seit 1664 ausgegangene Missionsweckruf des Baron von Welz ist unerhört in Deutschland verhallt; auch seine *Academia universalis philadelphia* scheint nur ins Leben getreten zu sein, um bald wieder sang- und klanglos aus demselben zu verschwinden. Aber 1697 hatte Leibniz in einer Flugschrift „*novissima Sinica*“ die fesselnden Briefe herausgegeben, welche ihm Jesuiten, die er während seines Aufenthaltes in Rom kennen gelernt, von ihrem fernen Missionsgebiet zugefandt. Ihr rosig gefärbter Inhalt hatte den christlichen Philosophen entzündet. Eine neue Welt tauchte vor ihm auf, auch alsbald, wie er das liebte, eine Fülle von Plänen, umgestaltend auf diese vor seinem Riesengeist aufsteigende Welt einzuwirken.*). Die Schrift machte weithin Aufsehen. Durch sie veranlaßt knüpfte Francke in Halle eine persönliche Bekanntschaft mit Leibniz an. Wiederholt hat damals Francke Jablonski besucht. Ebenfalls von dem Inhalt der Schrift angeregt, veröffentlichte der Freund Jablonskis, und wahrscheinlich durch seine Vermittlung seit 1697 sein Nachfolger an der Schlosskirche in Königsberg, Konrad Mel aus Kurhessen, seine „*Schauburg der evangelischen Gesandtschaft oder unmaßgebliche Vorschläge wegen Fortpflanzung des allerheiligsten Glaubens durch Befehrung der Heiden, sonderlich in China.*“ Der letztere Zusatz weist auf jene Flugschrift hin.

Wir haben den Domprediger in leiser Berührung mit der Mission bereits bei Abordnung des Landsmannes von Mel, Eßkuch, nach Guinea 1695 gesehen. Durch seine alttestamentlichen Studien in diesen Jahren war er auf China aufmerksam gemacht worden. Schon Walton hatte in der Einleitung zu seiner Polyglotte auf eine Bemerkung des in China missionierenden Jesuiten Serneddo hingewiesen, der bei dort angesiedelten Juden eine 600 Jahre alte hebräische, unpunktierte Handschrift des Pentateuchs gefunden; der gelehrte Jesuit hielt diese Juden, die sich aber Israeliten nannten und von Jesus keine Kunde hatten, für Überbleibsel eines der verloren gegangenen zehn Stämme (24). Den Domprediger fesselte in hohem Grade der Hinweis. In seiner 1700 erschienenen Bibelausgabe erwähnt er, daß man im Auffuchen von Handschriften auch nach

*) Es sei hier auf die beachtenswerte, sorgfältige Arbeit von Plath: „Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibniz“ (Berlin 1869) hingewiesen.

China gehen müsse.*) Er bittet Leibniz, mit seinem weitreichenden Einfluß ihm für so manche zweifelhafte Lesart die Benutzung der alten hebräischen Handschrift in China, koste es, was es wolle, zu ermöglichen, auch Nachforschungen anstellen zu lassen, ob nicht für ihn in China punktierte alte Ausgaben käuflich zu erwerben seien. So ist es begreiflich, daß sein Missionsinteresse vorzugsweise sich China zuwandte, verstärkt vielleicht durch die von Leibniz herausgegebenen „Neueste Nachrichten aus China.“ Ob Leibniz dem verehrten Freunde die Aufnahme der Mission in China in die Stiftungsvorschläge der Akademie ans Herz gelegt, ob Jablonski selbst, wenn auch offenbar unter dem mittelbaren Einfluß von Leibniz die günstige Gelegenheit benutzte, sein Missionsinteresse mit der Gründung der Akademie in enge Verbindung zu bringen, ist schwer zu entscheiden, an sich auch belanglos. Von Wert ist nur, daß der Kurfürst auch diesen Punkt des Vorschlags bestätigt und damit die äußere Mission den Aufgaben der Berliner Akademie der Wissenschaften zugezählt hat. Mehr freilich nicht. Denn in all den folgenden Jahren bis zum heutigen Tage ist in der Akademie von diesem Teil ihres Arbeitsgebietes keine Rede mehr gewesen;**) selbst die Erinnerung daran mag manchem ihrer heutigen Mitglieder noch ebenso peinlich sein, wie sie es einst dem Altmeister der klassischen Altertumskunde, Boeckh gewesen. Es ist auch gut so. Eine Akademie der Wissenschaft hat mit der äußeren Mission und der Predigt des Evangeliums unter den Heiden unbehelligt zu bleiben. Noch entschiedener hat die äußere Mission, zu einer freigebornen Lieblingstochter unsrer evangelischen Kirche herangewachsen, jede Art der Verquickung und damit Abhängigkeit von weltlichen Mächten irgend welcher Art abzuwehren. Sie will und darf nur um ihrer selbst willen getrieben werden, in treuem, glaubensfreudigem Gehorsam unter den letzten Befehl des auferstandenen Siegesherzogs, der seinen Sendboten zusaget, bei ihnen zu sein alle Tage, bis an der Welt Ende.

Unmittelbar bei Bestätigung des ihm in Oranienburg von dem Bittschriftenmeister Wedel übergebenen Vorschlags Jablonskis hat der Kurfürst und zwar als seinen eigensten Gedanken hinzugefügt, — es ist wohl wert zum Ruhme der Hohenzollern besonders hervorgehoben zu werden — daß man bei Gründung der Akademie auch der Pflege der deutschen Sprache eingedenk zu sein habe. Jablonski meldet mit Freuden Leibniz diese Willensäußerung des Kurfürsten. „Inmaßen einem deutschen

*) Quin in ipsam Chinam pes proferendus fuerit: in der Einleitung zu seiner Bibelausgabe § 38. Das Schreiben an Leibniz vom 19. Sept. 1699 abgedruckt in der Briefsammlung von Kapp (Leipzig 1745) S. 55. Nr. XI.

**) Vergl. übrigens die ungemein fesselnde Denkschrift von Leibniz an den König vom November 1701 inetr. Propagatio fidei per scientias, abgedruckt in d. Gesch. d. Akad. II, 66 a.

Fürsten nichts mehr anstehen will, als der edlen, aber sehr verwilderten Muttersprache sich anzunehmen, welche fürstliche Sorge um so mehr zu preisen ist, je weniger es Fürsten giebt, die selbige zu Herzen nehmen.“ Auch der jüngste Geschichtschreiber der Akademie rühmt des Kurfürsten geforderte Aufnahme der Pflege der deutschen Sprache in den Kreis der Aufgaben der zu stiftenden Akademie und erklärt, daß damit Friedrich III. der Stifter und auch geistige Urheber der philologisch-historischen Klasse der preußischen Akademie geworden.*) Der Kurfürst nahm es ernst mit dieser Forderung. Als etwa vierzehn Tage später Jablonski die von Runo entworfenen Erlasse betr. der Anstellung von Kirch und des Kalender-Schutzbrieves dem Kurfürsten durch den Bittschriftenmeister vorlegen ließ, kamen dieselben unerledigt zurück; ihre lateinischen und französischen Ausdrücke sollten ausgemerzt und „der Stilus gemäß der Teutsch-liebenden Intention des Fundatoris“ eingerichtet werden, wie freilich nun selber recht undeutsch Wedel meldet. Eine besonders rege Tätigkeit nach dieser Seite hin entfaltete die Akademie nicht. Nur von Jablonski sollen verschiedene Aufsätze und Entwürfe über ein herauszugebendes deutsches Wörterbuch in der Urkundensammlung der Akademie aus den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm I. vorhanden sein.**) Aber in der bald darauf anbrechenden dreißigjährigen trüben Zeit des tiefsten Niederganges der Akademie blieb auch diese Anregung ein beschriebenes Stück Papier. Mit Friedrich dem Großen hub wohl eine neue Glanzzeit der Akademie an; sprachlich aber war sie eher eine französische wie deutsche und blieb es, bis nach den Unglückstagen von Jena, nach der Gründung der Berliner Hochschule ein neuer Geist auch in die Akademie einzog und ihr ein deutsches Gepräge wieder ausdrückte. Dreißig Jahre später sind die beiden Grimm in die Akademie aufgenommen worden, das edle, deutsche Brüderpaar, von dem das schöne Wort gilt, was der eine von ihnen, Jakob, über Schiller und Goethe gesagt, „daß an ihren Namen das deutsche Volk stets die Vorstellung von der

*) Harnack a. a. O. I, 78.

**) Harnack teilt einen Entwurf von 1711 mit (II, 223). Wenn er nebenbei (I, 193) bemerkt, „daß die beiden Slawen Jablonski nicht fähig waren, in deutscher Sprachlehre etwas zu leisten,“ so übersieht H., daß die Muttersprache Jablonskis die deutsche gewesen. Schon der Vater war deutscher Prediger in Danzig, Rastenhuben und Memel und ist der Knabe nur in deutscher Umgebung wie geboren so auch erzogen. Auf dem Gymnasium zu Lissa war neben dem Lateinischen die deutsche Sprache die Umgangssprache; die böhmische bereits fast völlig verdrängt, die polnische in rascher Abnahme. Als Jablonski den Entwurf 1711 einreichte, war er seit 28 Jahren deutscher Prediger und hatte in der langen Zeit sowohl auf der Kanzel wie auch in Schriften genügende Proben abgelegt, daß er seine deutsche Muttersprache so gut wie die andern deutschen Zeitgenossen zu handhaben und auch in deutscher Sprachlehre etwas zu leisten verstehe.

reinsten Empfindung und dem tiefsten Verständnis seines eignen Wesens knüpfen wird.“ Die beiden Brüder und Arbeitskameraden nahmen den Jablonskischen Gedanken von einem deutschen Wörterbuch — ohne um ihn zu wissen — wieder auf, viel tiefgründender, allumfassender als er ursprünglich gedacht war; sie selber die tüchtigsten, berufensten Gelehrten, die das deutsche Volk für solch ein Werk aus seiner Mitte hervorgebracht. Aber so eigen doch! Die Herausgabe des Riesenwerkes hat die Akademie nicht den großen Unternehmungen eingereiht, die sie seit Jahrzehnten mit reichen Mitteln veröffentlicht.

Am 19. März 1700 hatte Jablonski das inhaltsschwere Schreiben aus Oranienburg erhalten, drei Tage später den ausführlichen mündlichen Bescheid des mit dem Hofe nach Berlin zurückgekehrten Witschriftenmeisters. Schon am selben Tage (Montag) sehen wir ihn mit seinen treuen Mitarbeitern Rabener und Runo in der Dorotheenstadt die kurfürstlichen Stallungen und den für die Sternwarte geeigneten Raum besichtigen. Wedel hatte ihm mitgeteilt, daß der Kurfürst die Bitte seines Hofpredigers genehmigt und bereit sei, die Aufführung eines einzimmerigen Stockwerkes auf den mittleren Pavillon des Stallgebäudes auf seine Kosten zu übernehmen. Die Besuche wiederholen sich in den nächsten Tagen. Am 31. März sendet der Kurfürst seinen Baumeister Grünberg, den Platz zu besichtigen. Er findet die Erhöhung um ein Stockwerk für baulich unausführbar und dringt auf Niederreißen des schwachen Pavillons und Neuaufführung bis zur erforderlichen Höhe. So steht die Warte heute noch, wohl nur für ein paar weitere Jahre, da; die wenigsten vorübergehenden Zeitgenossen ahnen die einstige Bestimmung des etwas plump den unschönen Bau überragenden Zuginsland. Die Unkosten hatte der Baumeister auf etwa 2000 Mark veranschlagt; Wedel stellte ihm aus der kurfürstlichen Kasse 3000 Mark zur Verfügung. Am selben letzten Tag des Monats überreichte Jablonski die fertiggestellte, dem Kurfürsten gewidmete hebräische Bibelausgabe und hatte so die erste günstige Gelegenheit, dem ihm wohlwollenden Herrscher wie für Bestätigung der Akademie so auch für den gewährten Ausbau der Warte zu danken. Vierzehn Tage später trifft Professor Krich aus Guben zum Besuche bei Jablonski ein; er gibt ihm die Zusage zur Übernahme der Stellung und seiner baldigen Übersiedelung nach Berlin. Alle, auch der Kurfürst drängen auf baldigen Besuch des bestätigten Vorsitzenden. Am 10. Mai kommt Leibniz in Berlin an. Nun wieder lange Besuche der beiden Männer, eingehende Beratungen und Verhandlungen des Vorsitzenden und Dompredigers mit den Männern, die sich an den Vorbereitungen lebhaft beteiligt, zumeist mit Rabener und Runo. Noch ist eine Stelle unbe-

setzt, die des Schriftführers. Leibniz wünschte für diesen Posten einen jungen Medicum, der dabei in Mathesi, Mechanica und Chymia Rundschafft habe. Denn weil man doch eine solche Person besolden muß, so ist es desto besser, si una fidelia plures parietes dealbari possent.“ Aber er konnte die Klappe nicht nennen, mit der die junge Akademie hätte zwei und mehr Fliegen schlagen können. So einigte man sich auf die Wahl des älteren Bruders von Jablonski, Theodor, der nach längeren Reisen durch Deutschland, Holland, England zuerst Sekretär der Fürstin Radzivil in Polen, einer gebornen Dessauer Prinzessin war, seit 1689 in gleicher Eigenschaft am sächsisch-weissenburgischen Hofe in Warby lebte. Er war der französischen und englischen Sprache in Wort und Schrift mächtig und im Stande, einen brieflichen Verkehr mit den dortigen Akademien zu unterhalten, die schon nicht mehr gewillt waren, die allgemeine Gelehrtensprache zu reden. Dazu der Vorteil, daß er dem Bruder, auf den durch Abwesenheit des Vorsitzenden ein gesteigertes Maß von Arbeit fiel, am bequemsten und auch willigsten zur Hand sein konnte. Der reiche vorhandne Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden und Schriftführer legt Zeugnis ab von der treuen, rastlosen Gewissenhaftigkeit, von der sorgfältigen Ordnungsliebe, mit welcher der Erwählte seines Amtes waltete. Zumal in den schweren Anfangsjahren der Akademie wurden dem Willigen eine Menge von Nebenarbeiten zugeschoben, so daß sein Posten mit der Stellung eines „Mädchen für alles“ in manchem Berliner Haushalt verglichen werden kann. Lebenslang unverheiratet und im Hause des Bruders wohnend konnte sich bis zu seinem Tode 1731 der vielbenutzte Schriftführer an seinem kärglichen Gehalte genügen lassen, ein Vorteil, den die in jenen Jahrzehnten auch in ihren Einkünften stiefmütterlich behandelte Akademie bei der Wahl wohl ebenfalls berücksichtigt haben mag.

Wir haben nicht auf die mancherlei Verhandlungen und Arbeiten einzugehen, die zur inneren Ausgestaltung und Einrichtung der Akademie auf Grundlage des bestätigten Vorschlags während der wochenlangen Abwesenheit des Vorsitzenden in Berlin statthatten; das berichtet in fesselnder Weise die Geschichte der Akademie (I, 87—103). Auch sie vermag nicht genau anzugeben, welcher Anteil an den endgültigen Bestimmungen Leibniz, welcher unserm Jablonski zukommt. Der Gedankenaustausch der beiden Männer in betreff der geplanten Akademie war in diesen Wochen ungemein lebhaft, freilich durch mancherlei Störungen oft unterbrochen. Leibniz klagt in seinen damaligen Briefen wiederholt, daß die Zerstreuungen am Hofe, denen er sich nicht entziehen konnte, ihm so viele kostbare Zeit raubten; es war die Hochzeit der einzigen Tochter des Kurfürsten mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel und wochenlang reichte

sich eine feenhafte Festlichkeit an die andere. Dazu legte die Kurfürstin starken Beschlagnahme auf den Gast; sie wollte im Zwiegespräch mit dem geistreichen Mann sich schadlos halten für die oberflächlichen Lustbarkeiten, die sie mitmachen mußte. Dazu dann noch, daß Leibniz selbst die günstige Gelegenheit ausnützte, nach allen Seiten hin in seinen Beziehungen zwischen Braunschweig-Hannover und Brandenburg geschäftig zu sein; er konnte die unerbetenen Einmischungen in die Kabinettspolitik der beiden Höfe nun einmal nicht lassen. Erst am 21. Juli, seinem letzten Geburtstag, ehe er sich ein halbes Jahr später die Königskrone aufs Haupt setzte, fand der Kurfürst Zeit, die in seinem Auftrag von Leibniz fertig gestellte Stiftungsurkunde zu unterzeichnen. Zutreffend nennt Harnack die bedeutsame Urkunde „ein Meisterstück weiser Wissenschafts-Politik; sie steckt das Gebiet der Aufgaben weit und umfassend ab und hütet sich vor zu genauen Ausführungen, die der zukünftigen Entwicklung hinderlich werden könnten.“ In den vielen Denkschriften und Vorschlägen, die Leibniz in den letzten drei Monaten mit bis ins kleinliche gehenden Ausführungen gemacht, hat sich freilich der gefeierte Mann weniger vor solchen Hindernissen gehütet.

So war denn endlich verbrieft und besiegelt das zukunftreiche Werk ins Leben getreten, das Jablonski nun doch — dies kann ihm nicht bestritten werden — zuerst angeregt und allen sich ihm entgegentürmenden Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz mit der ihm eignenden Ausdauer und durch das „ungewöhnliche praktische Geschick,“ das Harnack an dem Hosprediger rühmt, bis zur Verwirklichung durchgesetzt. Er wie seine beiden frühesten Mitarbeiter Rabener und Runo mit der schönen Interessiertheit, die nur der als notwendig erkannten Sache dienen will, nicht im geringsten eignen Vorteil erstrebt oder das hochgesteckte Ziel irgendwie Mittel sein läßt, anderweitige persönliche, wohl gar politische Zwecke zu erreichen. Die gerühmte unentwegte Treue und Ausdauer hat Jablonski auch in den folgenden schweren Jahren und Jahrzehnten der Akademie bewahrt und bewährt. Als sie unter König Friedrich Wilhelm bis zum Sterben leidend daniederlag, hat er sie wie eine Lieblingstochter „hindurchgerettet,“ daß er, bei seinem Tode seit acht Jahren ihr Vorsitzender, sie doch noch als lebensfähig Friedrich dem Großen, der wieder wie Friedrich I ihr Schutzherr zu sein sich bereit erklärte, zur Weiterpflege, zu einer beginnenden Blüte übergeben konnte. Die Geschichte der Akademie und damit auch jene dreißigjährige arge Leidenszeit ist von sachkundigster, geschickter Hand jüngst geschrieben worden. Uns, die wir das Leben Jablonskis erzählen, bleibt nur eine Nachlese. In wenigen Worten haben wir die fernere Arbeit des ersten Anregers und Mitstifters zu berichten.

Ende August 1700 kehrte der Vorsitzende an seinen Wohnort nach

Hannover zurück. Von der Akademie war nun doch die kurfürstliche Geburtsurkunde ausgestellt, ihr auch ein freilich karger Lebensunterhalt gewährt, eine eigne Heimstätte wenigstens zugesagt und auch ein paar Männer ernannt, die neben dem Vorsitzenden die Geschäfte zu verrichten hatten: der sternkundige Kirch, auf dessen Kalenderausgabe und ihrem Erfolg der äußere Bestand der Stiftung beruhte, und der Schriftführer, der nebenbei auch Archivar, Rechnungsführer, Schatzmeister, Aufseher über das Kalenderwesen der Akademie war. Aber der innere Ausbau war noch unfertig, Mitglieder, einheimische und auswärtige Gelehrte, waren noch nicht vorhanden, die ihnen anzuweisende Stellung innerhalb der Akademie nicht geklärt. Nach wie vor blieb ein Hauptteil der Arbeit, aber auch bei dem schleppenden Gang der Verhandlungen der Geduld und nicht zu ermüdenden Ausdauer auf den Schultern Jablonskis und seines treuen Mitarbeiters Kuno; denn der dritte im Bunde von Anfang an, Rabener, war 1701 bereits gestorben. Darüber waren Leibniz und Jablonski einig geworden, das Arbeitsgebiet der Akademie in drei Abteilungen zu sondern, in eine medico-physische, eine mathematische und in eine historisch-philologische Klasse. Jablonski schlug vor, jeder Klasse einen Dekan vorzusetzen, ferner einen stellvertretenden Vorsitzenden, der in Abwesenheit von Leibniz die Sitzungen zu leiten habe. Als 1711, am zehnjährigen Jahrestag der Königskrönung, die feierliche Einrichtung der Akademie statt hatte, finden wir Jablonski als diesen stellvertretenden Vorsitzenden, die anfänglich historisch-philologische Klasse in zwei Abteilungen gesondert, in einen deutschen Zweig, entsprechend der kurfürstlichen Forderung von der Pflege der deutschen Sprache, und in einen kirchlich-orientalischen Zweig (classis hist.-philol. Eccles. et Orient.), wohl im Hinblick auf die der Akademie zugewiesene Missionsarbeit. Bis zu seinem Tode stand von Anfang an Jablonski dieser vierten Klasse der Akademie als Leiter (Direktor) vor.

Mehr wie ein Jahrzehnt verstrich von dem Erlaß der Stiftungsurkunde bis zur feierlichen Einrichtung der Akademie. Tanta molis erat! Die lange Verschleppung hatte äußerlich ihren Grund, daß Jahre vorübergingen, bis der Bau der Sternwarte vollendet und die Akademie in den Eigenbesitz einer Wohnstätte für ihre Sitzungen und Sammlungen gelangt war. In der Zwischenzeit fanden die Sitzungen bei den einzelnen Mitgliedern, so viel ich sehen kann, wohl am häufigsten bei Kuno statt. Als von Anfang Oktober 1701 bis zum 20. Januar 1702 Leibniz in Berlin sich aufhielt, nahm er ein paar Mal an den Sitzungen teil, vielmehr versammelte er die Mitglieder in seiner Wohnung (in der Breitenstraße) zu einer Sitzung, bei der er selbstverständlich den Vorsitz einnahm.*) Schon während dieses mehrmonatigen Besuches tritt eine merk-

*) Harnack (I, 127) gibt als Sitzungen unter seinem Vorsitz an den 4. Okt.,

liche Erkaltung in der Teilnahme für die Akademie zu Tage. Sie war nicht der Hauptzweck seines Kommens, auch nicht die noch rege betriebnen Unionsverhandlungen. Im Vordergrund standen Leibniz die ihm verhängnisvoll gewordenen politischen — nun daß es beim rechten Namen genannt werde — Einmischungen und Antriebe, daß er, wie Harnack sich etwas diplomatisch ausdrückt, als außerordentlicher geheimer Geschäftsträger der Königin die Wünsche und Bestrebungen von Mutter und Tochter einer engsten Verbindung der beiden Höfe in Berlin und Hannover eifrig zu fördern suchte. Solch Treiben des unzulünstigen Staatsmannes aus Hannover konnte den hervorragenden Staatsmännern noch aus der bewährten Schule des Großen Kurfürsten nicht unbekannt bleiben; es erschien ihnen als ein lästiges, dazu unverantwortliches Nebenregiment mitten auf ihrem verantwortungsvollen Gebiete und durfte nicht geduldet werden. Als Leibniz im Herbst wiederum und dieses Mal gar für acht Monate kam, für die Außenwelt mit der Absicht, zum Besten der Akademie den Seidenbau in Preußen einzuführen und zu pflegen — er gewann dafür rege Teilnahme — im Geheimen aber, um seine politischen Machenschaften zwischen Hannover und Berlin fortzuführen, war das berechtigte Mißtrauen der Regierung schon so weit gestiegen, daß ihm im Mai der nicht mißzuverstehende Wink gegeben wurde, seiner Abreise flünde nichts im Wege, wenn die Seidensache der alleinige Grund seines Berliner Aufenthaltes wäre.

Weitere Ereignisse förderten die Erkaltung und allmähliche Entfremdung des Vorsitzenden für die einst mit regem Eifer betriebne Anteilnahme an der Akademie. Begreiflich, daß dadurch die Arbeit und Verantwortung des durch seinen Beruf bereits stark belasteten Stellvertreters im Vorſitz gesteigert ward. Und nun faßte der von der preußischen Regierung beargwöhnte und mit Mißtrauen beobachtete Leibniz den Plan zur Gründung einer Akademie in Dresden, am Hofe also des um der polnischen Königskrone willen schmachvollerweise zur römischen Kirche übergelaufenen Nachkommen des einstigen „Schirmherrn der Reformation“, Kurfürst Friedrich des Weisen. Die allendlich doch noch gescheiterten Unterhandlungen zumal mit dem Preußen und den Hohenzollern nicht wohlgesinnten Ränkeschmied Graf Flemming, und dem Jesuiten Botta standen nach zweimaligem Aufenhalte von Leibniz in Dresden dicht vor dem Abschluß. Dem preußischen Hofe und auch den Mitgliedern der

7. Nov., 30. Dez. Die von ihm dafür bezeichnete Quelle versagt zweimal die Auskunft. Am 4. Oktober und 30. Dezember sind keine Sitzungen angemerkt. In den 3½ Monaten des Aufenthaltes von Leibniz in Berlin finde ich 10 Sitzungen verzeichnet, davon die am 12. Okt. und 7. Nov. in der Wohnung und unter dem Vorſitz von Leibniz. Auch von der Ankunft Leibniz am 30. September berichtet das Tagebuch von Jablonski nichts.

Akademie in Berlin waren diese Bemühungen des Vorsitzenden nicht unbekannt geblieben; sie konnten nur peinlich befremden. Dazu kam, daß bald nach dem Abbruch der Dresdener Verhandlungen unerwartet rasch (1705) die Königin Sophie Charlotte, die geistvolle Freundin und auch warme Förderin wie von Leibniz so auch der Akademie, starb. Ihr Heimgang wirkte zugleich lähmend auf den schier endlos langsamen Fortgang der Bauarbeiten der Sternwarte und der damit zusammenhängenden Bemühungen, der Akademie zu einem eignen, bescheidenen Heim zu verhelfen. Ein Jahr vor dem Tode der Königin war der endlich fertiggestellte Entwurf der Grundgesetze der Akademie dem Vorsitzenden zur Begutachtung nach Hannover gesandt und von ihm — es darf dies nicht außer acht gelassen werden — gebilligt worden. Er enthielt zwei wichtige Bestimmungen, bei deren Fassung sich dem Eingeweihten leise Spuren der Entfremdung von Leibniz geltend machen. Nach der einen Bestimmung betraute der König einen seiner Wirklichen Geheimräte mit der Stellung eines Ehrenvorsitzenden der Akademie mit klar und bestimmt abgegrenzten Rechten, eine Stellung, die durch die fast ständige Abwesenheit des gegenwärtigen Vorsitzenden wesentlich bedingt war. Die andre Bestimmung verfügte, daß nach dem Ableben von Leibniz die ihm für Reiseunkosten ausgesetzten 600 Taler unter die Leiter der einzelnen Klassen zur Verteilung gelangen sollten, offenbar weil man eines abwesenden Vorsitzenden leidig war und nicht für Reisekosten verwenden wollte, was den eigentlichen Arbeitern der Akademie von Rechtsens zusam. Jahre vergingen. Als bei der feierlichen Einrichtung der Akademie 1711 diese Grundgesetze ins Leben traten und Minister von Prinzen als der vom König erwählte Ehrenvorsitzende seine Stellung einnahm, fühlte sich Leibniz verletzt, als ob alle diese Vorgänge gewissermaßen hinter seinem Rücken geschehen seien; er hatte völlig vergessen, daß er vor sieben Jahren mitten in seinen weit gediehenen Plänen der Errichtung einer Akademie in Dresden — bei den gespannten Verhältnissen des preußischen und sächsischen Hofes, darf wohl gesagt werden: einer Gegenakademie zur Berliner; wenigstens wurde sie hier so angesehen — diese Bestimmungen gutgeheißen. Der Brief ist noch vorhanden, in welchem Jablonski dem verletzt sich fühlenden Leibniz den früheren Vorgang ins Gedächtnis zurückerst;*) es ist nicht das Schreiben eines, der glaubt, sich oder die Akademie entschuldigen zu müssen.

Ganz aufgegeben hatte Leibniz seine Teilnahme für die Berliner Akademie nun doch nicht. Hauptsächlich auf sein Drängen und unter starker Beteiligung von eignen Beiträgen aus allen Wissensgebieten (von sechzig Abhandlungen sind zwölf von Leibniz) kam 1710 ein Band

*) Abgedruckt bei Kvacjala a. a. O. Nr. 143 vom 30. Dez. 1710.

wissenschaftlicher Abhandlungen (*Miscellanea Berolinensia*) heraus. Diese Erstlingsfrucht der Akademie hat Leibniz dem König gewidmet;*) sie war nicht im stande, das tiefwurzelnde Mißtrauen des Königs und der Regierung wider ihn zu beseitigen. Es zeigte sich bald, daß dasselbe nicht unbegründet war. Schon der Feier der Eröffnung der Akademie am 19. Januar 1711 blieb Leibniz auffälligerweise fern. Der Ehrenvorsitzende, Prinzen, hielt die Festrede; Jablonski beantwortete sie mit einer längeren, nicht unbedeutenden Ansprache, die den Redner als einen dankbaren und aufmerksamen Verehrer des gefeierten christlichen Philosophen kennzeichnet.***) Erst ein paar Wochen nach der Einweihung kam Leibniz nach Berlin. Nicht unbekannt gebliebene Vorgänge hatten seine Stellung in Berlin schwierig gemacht. Es wurde ihm bedeutet, alsbald die Stadt zu verlassen; man hielt ihn für einen Spion. Das eigentümliche Verhalten des gern auch in die Politik sich einmischenden Weltweisen hatte jedenfalls in der letzten Zeit mehr wie einen Anhalt zu dem nun doch wohl ungerechtfertigten Verdacht geboten. Es war das letzte Mal, daß Leibniz den König sah und sprach; er blieb von da an bis zu seinem Tode Berlin und auch der Akademie fern. Von Dresden aus, wo er mit Peter dem Großen zusammengetroffen, der ihn zum Geheimen Justizrat mit 3000 Mark Jahresgehalt ernannte, war Leibniz (1712) nach Wien gereist. Die alte Sehnsucht, in einer Weltstadt und an einem Mittelpunkt zu leben, an welchem die verwickelten politischen Fäden der Zeitgeschichte zusammenliefen, hatte ihn nach der Kaiserstadt an der Donau gezogen; der glänzende Hof war für einen solchen Gast gar empfänglich und wußte den Wert des Besuches zu schätzen. Kaiser Karl VI. hatte mehr wie einen Grund, dem gefeierten Gelehrten wohlgesinnt zu sein; er ernannte ihn zum Reichshofrat. Neben mancherlei politischen Arbeiten hielt Leibniz in Wien den Plan fest, hier auszurichten, was ihm eben in Dresden gescheitert war, die Einrichtung einer Akademie. Gewiß, es mag bei ihm der brennende Wunsch im Vordergrund gestanden haben, seinen Lieblingsgedanken der Bildung einer solchen wissenschaftlichen Anstalt ausgeführt zu sehen; aber ebenso

*) In der Geschichte der Akademie ist die Zueignung (lateinisch, als ob ver-
gessen wäre, daß der König die Pflege der deutschen Sprache der Akademie ans
Herz gelegt) abgedruckt I, 161.

**) In der Gesch. d. Akademie I, 174. Der ganze Abschnitt ist ebenso fesselnd
wie beachtenswert; nur kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß der ge-
lehrte Verfasser den hervorragendsten deutschen Gelehrten damaliger Zeit, dessen
gefeierter Name der Akademie zu einer glänzenden Empfehlung vor der ganzen
Gelehrtenwelt mit Recht diene, auf Kosten der Akademie und auch des Dom-
predigers an dieser Stelle zu sehr hervorhebt und tadelnde Worte für sie hat, wo
der Grund und auch die Schuld des Verhaltens bei Leibniz zu suchen ist.

gewiß durfte der Vorsitzende der Berliner Akademie diese nicht im Stiche lassen und bei einem Karl VI. und den ihn umgebenden Jesuiten eine Akademie gründen wollen. Für den Fall des Gelingens erklärte er sich bereit, nach Wien überzusiedeln und die Leitung der Anstalt gegen einen ihm in Aussicht gestellten Jahresgehalt von 6000 Gulden zu übernehmen. Der Vorsitzende der Akademie am Sitze der protestantischen Vormacht in Deutschland und des mächtigen Schirmherrn der auch in Österreich und Ungarn von den Jesuiten vergewaltigten Evangelischen und gleichzeitig Vorsitzender der Akademie am Wiener Hofe, der sich völlig von den argen Verfolgern der Protestanten leiten ließ! Damals hatte man noch nicht die Losung ausgegeben, daß die Religion Privatsache sei und die Kreise der Wissenschaft und eines Gelehrten nicht zu berühren habe. Wie tiefschmerzlich mußte die Kunde über das Vorgehen ihres Präsidenten auf die Akademiker in Berlin, auf eine Persönlichkeit wie Jablonski, wirken! Daß und warum auch dieser Plan in Wien ebenso wie in Dresden scheiterte, die Mitteilung gehört nicht hierher.

Während des zweijährigen Aufenthaltes von Leibniz in Wien und seines offenkundigen Verkehrs mit politischen und kirchlichen Kreisen, die den Hohenzollern und dem jungen evangelischen Reiche nichts weniger wie wohlgesinnt waren, starb Friedrich I., der Gründer und Beschützer der Akademie. Sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., war kein Freund der Wissenschaften und gelehrter Studien, die keinen alsbaldigen augenfälligen Nutzen bringen. Von vornherein lehnte er die erbetene Schirmherrschaft über die Akademie ab. Er wollte auch nicht scheinen, was er zu sein nicht willens war. Nüchternen Sinnes auf dem festen Boden der Wirklichkeit, des alltäglichen Lebens und seinen Bedürfnissen in Staat und Kirche stehend, war er abhold allem nichtigen Prunk, jeglicher verschwenderischer Prachtentfaltung, in welcher die vorige Regierung Unsummen Geldes verschlungen. Mit rauher unerbittlicher Hand, aber zum Segen des Landes griff er da ein, allermeist an dem eignen Hofstaat, den er von aller Nachäfferei des französischen Hofes gründlich säuberte. Auch die Akademie bekam beides zu spüren, seine scharf ausgeprägte Unlust an, wie er meinte, nichtiger Gelehrsamkeit, und seine sparsame Hand, die alle Ausgaben strich oder rücksichtslos beschneidete, deren Nutzen er nicht einsehen konnte. Der König forderte von dem Ehrenvorsitzenden von Prinzen, der nach Abjage des Königs Schirmherr der Akademie geworden, Einblick in die Geldverhältnisse der Akademie. In seiner darauf bezüglichen Eingabe berichtet das Direktorium Ende November 1714 unter anderem, von den dem Vorsitzenden für Reisekosten und Briefwechsel ursprünglich angesetzt 1800 Mark habe Leibniz im Laufe der Jahre 20 700 Mark erhalten, 5400 Mark seien noch rückständig und habe

das Direktorium beschloffen, diese Summe ihm zu sperren. Seit länger wie drei Jahren war Leibniz nicht mehr nach Berlin gekommen; die letzten drei Schreiben der Akademie hatte er unbeantwortet gelassen. Man merkt der Eingabe den Unwillen des Direktoriums an, einen Vorsitzenden zu haben, der, statt sich um die Akademie zu kümmern, seit zwei Jahren in Wien mit der Gründung einer neuen Akademie und mit der Ueber siedelung dahin, wo ihm reiche Einkünfte winken, eifrig beschäftigt ist. Das Direktorium bittet, die durch solch peinliches Verhalten des Vor sitzenden hinfällig gewordne Entschädigungssumme unter die Direktoren zu verteilen, die seit vierzehn Jahren ohne jede Entschädigung die Ge schäfte der Akademie geleitet. Der Entscheid des Königs fiel nun doch etwas anders aus. Die aus dem Kalender-Alleinhandel der Akademie im Laufe der Jahre reichlicher zufließenden Mittel wurden in der Weise beschnitten, daß der Vorsitzende, aber auch der Schriftführer fortan nur noch die Hälfte ihrer bisherigen Bezüge erhalten sollten. Für den un bemittelten, unermüdlich arbeitstreuen Bruder des Hofpredigers war es ein unerwarteter herber Schlag. Mit 400 Mark konnte auch der Genüg samste damals in Berlin nicht auskommen. So sah sich der sechzigjährige Mann genötigt, neben dem kargen Posten noch eine Erzieherstelle anzu nehmen. Harnack hat hier das harte, schmerzliche Wort: es war eine heilsame Strafe für den Sekretär, daß auch sein Gehalt um die Hälfte gekürzt wurde. Er vergißt anzugeben, wofür denn nun der arme, un schulbige Schriftführer Strafe verdient.

Der Schriftführer hat sich nicht, wie Harnack sagt, erst nach vier Monaten dazu „bequemt,“ Leibniz einen umständlichen Bericht über die traurigen Verhältnisse der Akademie zu geben; er hat mit Gutfinden der Direktoren die Antwort in Hoffnung hinausgeschoben, auch von einer besseren Wendung bereits berichten zu können. Die aber trat nicht ein. Im Gegenteil, es wurde schlimmer und schlimmer. Es war doch ein bitter-herbes Wort aus dem Munde eines Königs, wenn er die Arbeiten der Akademie als Curiosität Doller menschen bezeichnet.*) Es gehörte in der That ein großes Teil Selbstlosigkeit dazu, um doch nach solchem Schimpf die Arbeit fortzusetzen. Keiner der Direktoren oder Mitglieder hat entmutigt die Hand vom Pfluge gelegt. Der Schriftführer hat wäh rend der paar folgenden Jahre bis zum Tode Leibniz' (1716) dem fern von Berlin weilenden Vorsitzenden getreulich Bericht über den langsamen Verfall der Akademie erstattet; es scheint aber, daß Leibniz seinerseits einen Briefwechsel mit der Akademie nicht wieder aufgenommen. Der Hofprediger wechselte noch bis zuletzt Briefe mit Leibniz; aber die

*) So in dem königlichen Handschreiben aus Wusterhausen vom 29. November 1714, vergl. a. a. O. I, 198.

Akademie bildete nicht mehr ihren Inhalt. Er hatte erfahren, daß das in Berlin verbreitete Gerücht, als ob Leibniz sich der römischen Kirche angeschlossen, falsch sei; in seinem friedfertigen Gemüte scheint er Mitleid mit dem Manne gehabt zu haben, dessen Größe er voll anerkannt, und nun sehen muß, wie er am Abend seines Lebens vereinsamte, beim Hofe in Berlin und auch in Hannover beargwohnt, in Dresden und Wien mit seinen Plänen gescheitert, ohne Macht über die Menschen, freundlich, verlassen. Nach dem Tode von Leibniz (1716) brachen öde Zeiten für die Akademie an. Der König ließ sie fortbestehen und tun oder auch nicht tun, was sie wollte. Aber an Stelle eines Leibniz gab er zu Vorsitzenden — es ist wie ein Hohn — Männer wie den Hofnarren Gundling und den noch unwürdigeren Faßmann. Wohl blieb der edle Prinzen Schirmherr bis zu seinem Tode (1725); aber sein Nachfolger, der Staatsminister von Creuz, lastete schwer wie ein Alpdruck auf der schier bis zur Untätigkeit schläfrigen, siechen Akademie. Gundling hatte sich als Schirmherr 600 Mark ausgewirkt, die dann auf seinen verächtlichen Nachfolger übergingen; als dieser aber nach ein paar Monaten in Ungnade fiel, überwies der König die Summe an die Mitglieder der Akademie, jedoch unter dem höhnenden Titel: „Vor die sämtliche Königl. Narren.“

Erst 1733 brach eine bessere Zeit an, wenigstens was die Wahl der leitenden Persönlichkeiten betrifft. Unmittelbar nach dem Tode von Creuz (1733), der sich um die Akademie nichts gekümmert, wurde der Staatsminister von Biereck für diesen Posten außersehen, ein Mann mit regem Eifer wie für die Wissenschaften, so auch für deren Pflegestätte, die Akademie. Befreundet mit dem Hofprediger setzte er alsbald nach seinem Amtsantritt bei dem König die Wahl des um die Gründung und den Fortbestand der Akademie auch in ihrer trübsten Zeit hochverdienten Jablonski zum Vorsitzenden durch. Er hatte vor 37 Jahren den Anstoß zur Gründung der Akademie gegeben; von den Männern, die damals die erste, hoffnungsvolle, arbeitsfreudige Hand ans Werk legten, war er der einzig Überlebende. Auch die hohe Gönnerin und Förderin, die Kurfürstin Sophie Charlotte, auch der erste Schirmherr, der Kurfürst und König Friedrich, waren lange schon heimgegangen, ebenso der erste große Vorsitzende, der Schriftführer, der Astronom. Nur Jablonski stand wie der letzte Zeuge aus dem Anfang der Akademie da. Nicht als ein unbeteiligter Zuschauer, vielmehr einer der wackersten Arbeiter, der mit uneigennütziger Treue auch in der schwersten, trübsten Zeit ausgedauert, unentmutigt, auch im Greisenalter nicht ermüdet, ein Freund der Wissenschaften, ein treuer Freund der Akademie, der an ihren bleibenden Bestand „geglaubt auch wider Hoffen.“

Unter der Leitung Bierecks und Jablonskis kam ein frischer Lebenshauch in die Akademie. Man raffte sich aus einer Art Schlaf-

trunkenheit auf; schaffensfreudig befaß man sich auf die Aufgaben der Akademie und griff sie auch tatkräftig an. Nachdem 1710 der erste Band *Miscellanea* erschienen, in den folgenden 23 Jahren nur zwei weitere Bände, kamen unter dem siebenjährigen Vorsitz Jablonskis und auf sein Antreiben so viele Bände heraus wie in den vorangegangnen 33 Jahren (1734, 1737 und 1740).

16. Unionsversuche.

In dem knappen Wort der Überschrift fassen wir das größte und bedeutsamste Teil der Lebensarbeit unseres Jablonski zusammen, an dem er trotz aller Mißerfolge treu und fest mit der ganzen Kraft seines frommen, tief im Evangelium gegründeten Herzens wirkte und das uns heute noch an seine liebenswerte Gestalt also gefesselt, um ihr jahrelang mit der Feder in der Hand nachzugehen. Die frühe schon in der einen evangelischen Kirche der Reformation, für die man vielfach anfänglich den gemeinsamen Namen der auf Gottes Wort reformierten Kirche hatte, aufklaffende Spaltung weist nicht auf zwei in ihrem Wesen unterschiedliche Bildungen hin, die gleichzeitig aufgetreten, sich einen Augenblick nahe berührt, um dann wieder bei schärfer umrissener Ausgestaltung in immer größerer Spannung unheilbar auseinander zu gehen. Die beiden Seiten unserer deutschen evangelischen Reformationskirche sind Zweige eines Stammes, sind für eine Weile uneins gewordne Brüder eines gemeinsamen Hauses. Je länger und tiefer, der dies schreibt, sich in die Ursprünge der größten geschichtlichen Tat der christlichen Kirche seit den Tagen der Apostel versenkt, um so gewisser und dann auch über den Schmerz der Spaltung um so trostvoller ist ihm die Überzeugung geworden, daß der uns in alle Wahrheit führende heilige Geist diese Reformation der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche geleitet und durch alle Völker und Völker, die dieser Führung zu ihrem Heil nicht widerstrebten, zum Siege und damit zu einer segensreichen Reformation des gesamten Volkslebens verholfen. Wie der Sohn Gottes, das unsichtbare Haupt seiner heiligen Gemeinde, der ewige König des Reiches Gottes auf Erden, die Apostel zu mannigfaltig ausgerüsteten Trägern und Sendboten seines einigen Evangeliums an alle Völker auserwählet und unter ihnen einem Petrus, einem Johannes, einem Paulus besonders hervorragende Stellung vor den anderen Jüngern angewiesen, so hat auch der heilige Geist die Fülle der Reformation und ihrer gewaltigen Aufgabe nicht auf eines auserwählten Mannes Schulter gelegt, nicht in einer einzigen Persönlichkeit erschöpft und zur vollendeten Erscheinung gebracht. Unter allerlei